

(Nachdruck verboten.)

## 24) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Und aus einer Furcht heraus, die er nicht fassen konnte, trieb's ihn an, den Findling mit sich zu nehmen. Dieser sollte heute bei ihm sein. Nicht sehen sollte der, wie das Mädchen ging. Die Lust und die Versuchung, gleich dem Mädchen wegzugehen, durfte nicht an den Findling kommen. Er wollte diesen im Hause festhalten. Alle seine Kinder waren, kaum flügge, weggeflogen, dahin und dorthin. Dieses fremde Kind aber mußte ihm bleiben, damit er nicht vollends irre wurde an seinem Leben.

Als sie lange draußen waren, fragte der Simon von ungefähr und schaute weitaus:

„Gast Du das Mädchen aus dem Schlüssel arg lieb, Bub?“

Der Findling sagte „ja“.

Da fragte der Alte in gleich stiller Weise wie vorhin, ob schon es in ihm auch wogte und Furcht war:

„Und wie denkst Du dir das Weitere?“

Da sagte der Findling einfach und wehmütig:

„Das weiß ich noch nicht.“

Der Alte aber gab nicht nach, er mußte wissen, wie der Bub sein Schicksal gestalten wollte.

„Du willst doch heiraten?“

„Ja.“

„Also, warum weißt Du da nicht, wie alles kommen soll?“

Da ist doch Geld genug vom Vater der Madlen, der Hof, das Wirtshaus, das kann Dich wohl miternähren.“

Wie er dieses sagte, zitterte des alten Mannes Hand. Er fürchtete die Antwort. Hatte er doch selbst den Burschen in Versuchung geführt. Jetzt mußte er zugreifen und ja sagen, und alles das Vergangene war vergessen.

Der Findling aber schaute groß auf. Er glaubte nicht verstanden zu haben. Und dann wurde er irr an seinem Pflegevater. War dies der Mann, der ihm früher solch harte Worte von der Pflicht des Menschen gesagt und von Ehre und Menschenwert gesprochen hatte? Und als er das gewohnte Gesicht erblickte, erwachte in ihm eine zornige Scham. Konnte ihn sein Pflegevater, der ihn erzogen hatte, so unwert halten? In das Nest sitzen, das die reiche Frau aufmacht, und Herr sein und im Herzen und Gemüt ein elender unwertter Knecht, ohne eigen Gefühl?

Darum antwortete der Findling schroff:

„Nein, davon kann nicht die Rede sein!“

Wie ein Blitz zuckte da die Freude über des Alten Gesicht. Aber er drängte weiter.

„Wie denkst Du dir denn die Geschichte?“

Der Findling wandte sich ab und grollte. Dann sagte er:

„Nicht so, die Madlen muß zu mir kommen und ich nicht zu ihr; daß sie was hat, schadet nichts, doch mir niht das auch nichts, wenn ich nicht soviel habe, um eigener Herr zu sein. Glaubt Ihr denn, Ihr und ich, wir würden zu einer Frau sitzen und aus ihrem Sack leben?“

Der Alte tat verwundert.

„Ihr und ich, wie meinst Du das?“

„Ja, glaubt Ihr denn, daß ich Euch allein lasse, wenn Ihr im Alter seid? Habt Ihr mich allein gelassen, als ich an den Wenigstnehmenden wie ein Hund vergeben wurde? Nein, Ihr und ich bleiben zusammen, da ist nichts vor.“

Da ging dem alten Simon das Herz über. Ein Jubel war in ihm, wie er ihn noch nie im Leben gefühlt hatte. Doch floß die Freude nicht schäumend über. Alles, was er sagen konnte, war still und hart, wie sein Wesen. Und dennoch fühlte der Findling, wie dem Alten war. Und er kannte seinen Vater wieder und verstand seine Worte, jetzt und vorher. Der Alte hatte ihm den Weg, den breiten, faulen Mastweg, leicht machen und nicht mit seinen Wünschen hindern wollen. Darum drückte er des Alten Hand wieder, als dieser sagte: „Ich dank Dir, Bub, ich bin zufrieden!“

Wie der Erhard zum Wohltäter wurde und seine Kandidatur betrieb.

Der Findling war wieder zurückgekehrt und hatte seiner Dienstpflicht Gemüge getan. Viel genügt hatte dem Burschen

dieser Drill und Pfiff nicht gerade, doch war das Jahr nicht zum Schaden.

Und einmal, als der Verstand des Findlings auf Stelzen über den Kasernenhof stolzierte wie ein Nachtwandler und an den vier Wänden seinen Kopf anschlug, erwachte der Bursche aus der Dede des Soldatenlebens. Die langen steifen Stelzen in Samaschen brachen mit einem Knacks in Stücke, hop-hop machte es, und vor dem Findling stand das Flügelflöcklein der Phantasie, scharrte mit dem Vorderfuß und lud zum Aufsitzen ein. Der Findling setzte sich auf den bequemen Rücken, und im weichen Sattel des Wunsches ging durch, das Köcklein. Im Nu war die Kaserne vergessen und das gute Tierlein weidete auf den Gefilden von Gutenberg. Der Findling aber lief schnurstracks, so rasch er konnte, dem Orte zu. Im Vorbeigehen jagte er im Waldhüterhaus rasch „Grißgott“ und dann ging in den Schlüssel. In der Küche fand er seine Schwester Madlen. Die reichte gerade der armen Sütterli-Bäbi ein Becken Milch, wenn schon die Frau nur ein Viertelbeck bezahlt hatte. Aber die Schwester Madlen hatte ein weiches Herz und konnte nicht anders, denn dem Bäbi konnte man sämtliche Rippen sogar noch durch das schäbige Kleidlein sehen. Darum erschrafen die beiden nicht wenig, als der Findling so hereingebonnert kam. Sie hatten zuerst gemeint, es sei der Schlüsselwirt. Doch der Findling merkte nichts, er hatte ganz anderes im Kopfe. Als die verwunderte Schwester ihn fragte, wieso er daher nach Hause käme, da er doch beim Militär sei, gab der Findling gar keine Antwort, er unterbrach nur das Mädchen: „Wo ist denn die Madlen?“ Und gerade wie der Findling dies fragte, kam die Madlen in die Küche, und er hatte sie gerade küssen wollen, und —

„Himmml und — Einjähriger Unbekannt, hol Sie der Teufel! Sind Sie mondsüchtig? Was machen Sie denn? Sie fangen wohl Fliegen und können nicht hören!“ und so ging's weiter.

Ähnliches hatte der Findling noch nie gehört, und er trug seit jenem Tage auch kein Verlangen, nochmals so was zu hören. Er hatte die Geschichte weg, und bekam im Kasernenhof drei Tage Arrest für seine Träumerei. Dieses weiße Urteil fällte der gewaltige Herr und Meister des Findlings im Wassenrod. Und der Findling spazierte ins Loch und im Nu stand da wieder das Köcklein vor ihm, und diesmal hatte das brave Tierlein lange Weile zum Grazen auf der besten Wiese im Gutenburger Wann.

Und als das Jahr vorbei war, da nahm der Findling Platz im ersten Eisenbahnzug, der nach Gutenberg dampfte, und war dann wieder glücklich für Gutenberg gerettet. Und dieses war niemand lieber als den beiden Madlenen.

Denn das Jahr der Abwesenheit des Findlings war den Madlenen lange, besonders der Schlüsselmadlen. Die andere tat zwar der Freundin zuliebe auch so, doch fand sie noch anderes zu tun, als nur verliebte Seufzer loszulassen.

Das Wohltun an armen Leuten erfand sie. Bislang hätte außer der Mauer vom Schlüssel verhungern können, wer wollte. Der Erhard dachte bestimmt nicht daran, irgendwen in diesem Bergnügen zu stören, mochte jeder zusehen, wie er satt wurde. Er selbst sorgte für sich und sein Haus. Was darüber war, war vom Uebel. Und dann auch, hatte man nicht genug Schweine zum Füttern und Wästen im Stall? Da ist leicht sagen: „Und die Armen, die dankbar sind der Profamen vom Lische des Herrn.“ Dummes Zeug das! Gab er nicht gerade für dieses Bad jedes Jahr einhundert Mark in die Armenkasse? War dies vielleicht eine Kleinigkeit? Und die fremden Leute, die von der großen Straße kommen und wehleidig an fremder Häuser Türen klopfen, gab's für die nicht das „Vöffel-Amt“? Was ein rechter Mensch war unter diesem Gefindel, hatte ein Büchlein. Damit ging der Hungerleider zur Naturalverpflegungsstätte, und dort konnte er zwischen Leben und Sterben vegetieren, und durfte „Dankschon“ sagen und bekam einen Stempel, damit gleich alle Leut wußten, woran sie mit dem Kunden waren. Alles recht. „Aber die, welche zarten Herzens sind, welchen das Herz springen will, wenn sie anklopfen und die Hand austrecken?“ Da mußte der Schlüsselwirt doch lachen. Das war gut. Das ist ja alles Schwindel. Eine Bagantenbande, ein verfluchtes Bettelvolk war das, die keine Schriften hatten; die mußten alle verrecken, so gehört sich's. Darum hatte der Erhard auch

ein schön gemaltes Schild am Haus mit großen Buchstaben, blank lackiert: „Betteln verboten.“

„Doch einmal ehrlich: und wenn keine Schweine da wären zum Wästen im Schlüssel?“ Der Erhard fragte sich am Kopf und dachte: ja denn, dann wärs ja egal, ob auf den Mist oder in den Magen eines armen Teufels. Doch laut sagte er: „Alles eins, ich habe Prinzipien!“

„Und aber die Ewigkeit, haben Sie daran schon gedacht, Herr Schlüsselwirt?“ fragte der Doktor einmal und blinzelte schlau dazu. Da lachte der Erhard und sagte: „Guter Wib, Herr Doktor, guter Wib, bei Gott, was hat das mit der Ewigkeit zu tun? Hähähähä“ lachte er hinterdrein.

„So—was!“ sagte der Doktor. „Damit kaufen Sie sich doch das Bürgerrecht im Himmel, wenn Sie den Armen gut-tun, im andern Fall fahren Sie in die Hölle.“

Da wurde der Erhard nachdenklich, aber er sagte seine tapferen Geister reich zusammen und fand ein famoseres Hintertürchen. Ihm war das eins, ob er einmal durch die große Ehrenpforte ins Himmelreich einzog oder durch so ein armseliges, Inarrendes Hüherstallgatterlein. Die Hauptsache war ja doch am Ende, dabei zu sein beim großen Halleluja, das man im Himmel abhingt, wobei man auf weichen Wolkenbänken sitzt zur Ehre Gottes, der sich von jedem Eiel eine Nase drehen läßt. Darum sagte der Erhard seelenbergmüht, in der Hoffnung auf sein gutes Ende und den bequemen Platz im Himmelreich, zum Doktor:

„Da kann man vor sein, Herr Doktor, glauben Sie, wir beichten umsonst und tun Buße? Da gibts dann Vergebung, sehn Sie, das ist die Segnung unserer Kirche.“

Da ging der Doktor wütend weg.

Da soll doch alle der Teufel holen, diese Wandel dachte er und stolperte im Hausgang über den fetten faulen Hund des Erhard, gab dem Vieh einen Tritt, daß es auf die Beine kam und heulend abging. „Die Segnung unserer Kirche“, fluchte er weiter und kam an der Küche vorbei. Dort schaute er wütend auf das große Faß fürs Schweinefutter. „Daß Euch der Teufel doch alle hole!“ brummte er. Da sah er, wie die Madlen aus dem Waldhüterhaus dem Sütterli-Bäbi Eier, Butter, Mehl und Brot in die Schürze legte und eine große Kanne mit Milch füllte. Er sah auch, wie für alle diese Sachen die Sütterli-Bäbi einige wenige Pfennige hinlegte und sich in allereiligster Eile in die Küche schlug. Da pfiiff der Doktor leicht zwischen den Zähnen. Die Madlen erschrak nicht wenig. Aber als ihr der Doktor ein Hüfmarkstück in die Hand drückte und sagte: „Da, geht das dem Bäbi auch noch das nächste Mal!“ wußte das Mädchen, daß er nicht plauderte.

Die Madlen hatte außer der Bäbi noch andere „Kunden“, die nur sie selbst bediente. Sonderbarerweise aber waren dies alles arme Leute. Darum rissen sich die Mäde nicht groß um die Ehre. Der Erhard verkaufte an die Leute, die kein eigen Vieh hatten, also die „Besseren“ und die „ganz Armen“, was er an Erträgnis seines Hofes hatte und in der Wirtschaft führte. Er war auch öfters mildtätig veranlagt. Denn er hatte neben dem Hof und Wirtshaus auch noch einen Kornhandel. Da gab er den armen Leuten, welche Korn auf irgendeinem Ackerlein gesät hatten, auf Borg, das heißt, diese Leute verpfändeten dem Erhard den Ertrag des Ackerleins. Und dann „kaufte“ der Schlüsselwirt das Korn zu dem Preis, den er für gut hielt. Und er soll keine schlechten Geschäfte gemacht haben bis jetzt, behaupten die bösen Mäuler von Gutenberg.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Korallen.

Von Carl Ewald.

(Schluß.)

„Nun geht alles gut!“ rief sie aus. „Nun sind wir zu zweien!“ Und dann erzählte sie der neuen Koralle von der Insel, die sie bauen wolle; und die neue Koralle war ganz einverstanden mit ihren Plänen. Und sie trieben beide Knospen auf Knospen, bis eines Tages ein schöner Korallenbaum mit vielen Zweigen da stand, die alle voll Sternkorallen waren. Den ganzen Tag über säßelten sie mit den Armen im Wasser und jagten winzige Tierchen in ihren Mund hinein und fraßen sie.

Als der Seeestern vorübertrug, blieb er verwundert stehen und rief:

„So ein lächerlicher Baum mit Blumen!“

„Ich bin kein Baum,“ erwiderte die Koralle. „Ich bin eine Sternkoralle.“

„Herr Gott, bist Du es!“ sagte der Seeestern. „Du hast Dich aber gehörig verändert! Ich habe Dich wirklich nicht wieder-erkannt!“

„Mir ist es ebenso gegangen. Erst jetzt sehe ich, wen ich vor mir habe. Aber wir haben uns ja auch nicht gesehen, seit wir klein waren. Ich bin jetzt im Begriff, meine Insel zu bauen.“

„Denkst Du noch immer an die Dummheiten?“ fragte der Seeestern lachend. „Ich hatte geglaubt, Du wärest mit den Jahren vernünftiger geworden. Du hast ja übrigens Gesellschaft bekommen.“

„Ja,“ entgegnete die Koralle. „Ich habe Knospen und Zweige getrieben. . . . Alle die Blumen, die Du siehst, sind Korallentiere, die mit mir zusammen die Insel bauen.“

„So so! Du hast ein Aktienunternehmen gegründet! Das ist sehr vernünftig von Dir, denn allein hättest Du doch nie etwas erreicht. — Kommt Ihr gut zusammen aus?“

„Ausgezeichnet! Bessere Familienverhältnisse kann man sich nicht vorstellen. Wir gehen zusammen durch dick und dünn. Denk einmal: Wenn einer von uns gut ist, dann haben auch alle die andern ihr Vergnügen davon.“

„Mir scheint, das heißt die Kompagnieschaft übertreiben! Wenn ich einen Lederbissen gefunden habe, dann wünsche ich durchaus nicht, daß er in den Magen eines andern spaziert.“

„Du verstehst mich nicht,“ sagte die Koralle.

„Adieu!“ rief der Seeestern ihr zu. „Und viel Glück beim Inselbau!“

Die alte Koralle aber, die unten an der Wurzel des Baumes saß, flüsterte derjenigen der Knospen zu, die ihr zunächst war:

„Du bist ich, und ich bin Du, und wir können nie voneinander getrennt werden. Wir gehören zusammen und haben ein Ziel vor uns. . . . Wir wollen die Insel bauen.“

Die Knospe sagte es der nächsten Knospe, und die ließ es weitergehen, so daß schließlich alle Korallentierchen auf dem Baume Bescheid wußten.

Und während der Baum immer mehr Zweige bekam, bekamen die Tiere Junge, die ins Wasser hinausschwammen, winzige, durchsichtige, runde Wesen mit feinen Härchen. Sie genossen ihre Freiheit, solange sie Kinder waren; aber alle hatten die Insel im Kopf. Und sobald sie erwachsen waren, setzten sie sich neben der alten Koralle fest, trieben Knospen und wurden zu Bäumen wie sie.

„Nun kann ich nicht mehr!“ sagte die alte Koralle eines Tages. Rings um sie herum wuchs ein ganzer Wald von Sternkorallen. Die weißen Zweige waren fest miteinander verbunden, und von allen leuchteten die niedrigsten Sternblumen. Es wuchsen immer neue Knospen, und viele Millionen kleiner Korallentierchen wurden in die Welt gesetzt. Und während die Korallen bauten und bauten, dachten sie behändig an die Insel.

Die alte Koralle konnte auf ihr Werk stolz sein. Denn sie war ja die Urvaterin der ganzen Korallenfamilie.

„Vergeht die Insel nicht!“ schärfte sie ihren Nachkommen bis zuletzt ein.

Dann starb sie. Das Wasser spülte ihre Leiche fort, aber da, wo sie gesessen hatte, blieb auf dem Korallenstamm ein Zeichen wie ein Stern zurück.

Viele, viele Jahre vergingen.

Die Wogen des Meeres aber rollten unaufhörlich weiter, die Sonne schien, der Sturm sang, und die Kronen des Tangwalsbes säßelten im Wasser.

Die Tangbäume, zwischen denen das Korallentier gespielt hatte, waren freilich längst heraufgerückt und fortgespült worden; aber andere waren dort, wo sie standen, aufgewachsen. Die Schildkröten, die dort geweidet hatten, waren längst gestorben, aber neue Schildkröten waren an ihre Stelle getreten. Die Auster war weg, der Seeestern war weg, und auch die bunten Fische, die einst zwischen den Bäumen umherschwebten, waren verschwunden. Der gewaltige Walffisch, der alle die Quallenkinder mit einemmal verschlungen hatte, war durch eine Harpune getötet und zu Tran ge-  
lacht worden.

Wenn sie aber auch alle fort waren, so waren doch die Nachkommen ihrer Kindeskinde da, und die sahen genau so aus wie sie selbst und benahmen sich auch ebenso, so daß man keine Veränderung im Tangwalde wahrnehmen konnte.

Nur da, wo das Korallentier sich festgesetzt hatte, um seine Insel zu bauen, sah es anders aus.

Eine ungeheure Menge Korallenbäume standen da, und es kamen immer neue hinzu. Millionen kleiner Korallentierchen schwammen in die Welt hinaus, lehrten wieder heim und setzten sich neben ihren Eltern und Vorfahren fest. Millionen der Tiere starben. In vielen der Korallenbäume war kein einziges lebendes Tier mehr, aber alle die harten Kalkzweige waren dort, wo sie gesessen hatten, voll von Sternen.

Und die Wellen hatten die toten Bäume umgestürzt und in Stücke geschlagen und zwischen und auf die anderen geworfen. Nach und nach wurde das ganze zu einer großen, starken Kalkklippe, die beständig wuchs; denn die neuen Korallentierchen setzten sich auf den alten Bäumen fest und bauten fleißig weiter.

Eines schönen Tages waren sie bis dicht unter die Oberfläche gelangt.

„Nun haben wir die Insel!“ sagten sie froh zueinander. „Wenn das unsere Urvaterin erlebt hätte!“

Aber sie hatten sich etwas zu früh gefreut.

Als sie nämlich über das Wasser emporwachsen wollten, da konnten sie nicht. Die kleinen Tiere konnten nicht vertragen, daß die Sonne auf sie schien; und soviel Mühe sie sich auch gaben, sie kamen und kamen nicht weiter.

„Nun wollen wir euch helfen!“ sagten da die Wellen.

Und die Wellen hoben ein paar große Korallenblöcke aus dem Meeresgrunde herauf und warfen sie auf die anderen.

Jetzt endlich lag die Insel da. Groß war sie ja nicht, aber weiß und hübsch glänzte sie in der Sonne, und rings um sie her, soweit man blicken konnte, war nichts als Wasser zu sehen. Und eines Tages kam eine große weiße Röhre geflogen und setzte sich auf die Insel.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß die Erde — die große, runde Erde, die im Weltraum um die Sonne kreist, den Mond immer mit sich ziehend — äußerst schlechter Laune war. Der Mond nestete sie in einem fort, und sie hatte ihren Kerger über den Kometen noch nicht verwunden, der in Stücke ging, bevor er erzählt hatte, was er auf seiner Reise gesehen.

Als nun die Erde eines Tages ihren Bauch anschaute, da entdeckte sie am Äquator eine kleinen Knoten, den sie bisher nie bemerkt hatte.

„Was zum Kukud ist das denn nun wieder?“ rief die Erde ärgerlich.

Es war nichts anderes als die Koralleninsel. Als die Erde aber erfuhr, wie die Sache zusammenhing, da wurde sie fürchterlich zornig.

„Jetzt wird es mir denn doch zu toll!“ rief sie aus. „Es war schon arg genug, daß man sich von dem großsprecherischen Kometen zum Narren halten lassen und sich darein fügen mußte, monatlich von so einem elenden Mond ausgelacht zu werden . . . es genügte gerade, daß die Menschen in meinen Eingeweiden wühlten und Land zu Wasser und Wasser zu Land machten und schalteten und walfeten, wie sie Lust hatten. . . Aber darein will ich mich denn doch nicht finden, daß so ein Korallenjunges, das man nur durch ein Vergrößerungsglas sehen kann, meine Figur umformt und mir eine regelrechte Insel mitten auf meinen Bauch setzt! So ein jämmerliches Weichtier! Der Sache wollen wir ein Ende machen!“

Und im selben Augenblick senkte die Erde da, wo die Koralleninsel lag, den ganzen Meeresboden.

Den Schreck der Korallen kann man sich vorstellen.

Die Insel verschwand im Meere; und die Röhre, die darauf saß, flog mit einem lauten Schrei empor. Die Korallenblöcke stützten durcheinander und gingen in Stücke. Fische, Krebse und Schildkröten flüchteten, so schnell sie konnten, und jedes Blatt im Langwalde zitterte.

Als es im Wasser aber wieder ruhig geworden war, da flüsternten die Korallentiere einander zu:

„Vergeht die Insel nicht!“

Unverdroffen begannen sie, von neuem zu bauen. Und als einige Zeit vergangen war, waren sie wieder oben an der Oberfläche, die Wellen schleuderten gewaltige Blöcke hinauf, und die Insel lag wieder da.

„Nun soll doch . . .“ rief die Erde.

Und damit senkte sie den Meeresgrund noch mehr.

„Denkt an die Insel!“ flüsternten die Korallen.

Und nach einiger Zeit lag die Insel wieder da.

„Wollt und könnt ihr das immer so weitertreiben?“ fragte die Erde.

„O, gewiß,“ erwiderten die Korallen.

„Dann ergeb' ich mich, denn da komm' ich nicht mit!“ sagte die Erde.

Und nun blieb die Insel liegen, wo sie lag. Die Korallen bauten unaufhörlich weiter, die Wellen schleuderten immer mehr Blöcke an die Oberfläche, und die Insel wurde immer größer.

Eines Tages kam ein großes, rundes, braunes Wesen angesegelt und klopfte an die eine Seite der Insel.

„Wer da?“ fragten die Korallen unten aus dem Wasser her.

„Ich bin es!“ jagte das Wesen.

„Ja, wer denn?“ fragten die Korallen wieder.

„Kennt ihr mich nicht? Ich bin die Kokosnuß und bin in der ganzen Welt berühmt. Ich baue Inseln, die auf die Landarten eingezeichnet werden und in der Geographiestunde vorkommen. So gar Lieber sind über mich gedichtet worden.“

„Das mag alles sein,“ sagten die Korallen. „Davon wissen wir nichts. Wir haben selber eine Insel gebaut und nie Zeit gehabt, Lieber zu singen.“

„Ja, es ist unglaublich, wieviel Unwissenheit in der Welt existiert,“ entgegnete die Kokosnuß. „Na, habt ihr denn Erde genug, daß ich darin Wurzel schlagen kann und zu einer Palme werden kann?“

„Aha!“ flüsternten die Korallen. „Es ist die Palme!“

Da haben sie sie höflich, in einiger Zeit wiederzukommen; dann wollten sie ihr Bestes tun, um ihr Erde zu verschaffen, in der sie wachsen könne.

„Gut!“ sagte die Kokosnuß. „Dann treibe ich mich noch ein bißchen im Meere herum. In einem Jahre ist meine Schale so dick, daß ich alles vertragen kann.“

Mit diesen Worten schwamm sie weiter.

So oft nun etwas Tang oder tote Fische oder Seeesterne im Wasser waren, haben die Korallen die Wellen, es doch auf die Insel zu werfen. Die Wellen taten das auch, und es lag dann da oben, verfaulte und wurde zu Erde. Die Seevögel kamen und sorgten für die Düngung; in dem Dünger war ein Kirchstein, der schlug Wurzel und wuchs zu einem hübschen Baumchen heran.

Eines Tages kam ein großer, hohler Baumstamm angetrieben. Als er auf der Insel lag und verfaulte, fielen eine Anzahl Grassamen heraus; und nach einiger Zeit war die Insel ganz grün. In dem Baumstamm waren auch zwei Eidechsen gewesen; die bekamen Kinder und fanden die Insel sehr gemütlich und geeignet zum Wohnen.

Und dann kam die Kokosnuß wieder.

„Hebt mich hinauf!“ jagte sie zu den Wellen.

Und sie keimte und wurde ein prächtiger Baum. Ihre Äste fielen rings nieder, und bald stand ein ganzer Hain von Kokospalmen auf der Insel. Die Vögel bauten ihr Nest in den Ääumen; und Blumen, Bienen und Schmetterlinge fanden sich ein.

Schließlich kam auch einmal ein Mann in einem Boote gesegelt.

Sein Schiff war untergegangen, und er war viele Tage lang auf dem Meere umhergetrieben worden. Er war sehr hungrig und durstig; und als er die Insel erblickte, geriet er ganz außer sich vor Freude, ging ans Land, aß Kokosnüsse und Austern und baute sich ein Haus, in dem er wohnen konnte, bis ein Schiff läme, das ihn in sein Vaterland brachte.

Unten im Wasser aber bauten die Korallen beständig weiter, denn sie konnten die Insel nicht groß genug bekommen.

„Ach, wenn doch unsere Ururahne das sehen könnte!“ sagten sie zueinander.

(Nachdruck verboten.)

## Schneewinter.

Von Dr. Richard Hennig.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unter den zahlreichen, meist nicht eben übermäßig beliebten Eigentümlichkeiten der winterlichen Bitterung der Schnee entschieden noch die meisten Freunde hat. Gewiß sind nicht alle Lebensweisen gut auf die weißen Flocken der Frau Holle zu sprechen: die hochwohlblühlichen Magistrate z. B., deren Stadtsädel durch jeden größeren Schneefall arg in Mitleidenschaft gezogen wird, wollen gar nichts davon wissen, ebenso wenig die Vögel, das Wild im Wald usw.; auch die Eisenbahnen und Straßenbahn-Gesellschaften sollen manchmal, wenn der weiße Segen allzu reichlich niedergeht, recht wenig erbaut davon sein. Aber von solchen Ausnahmefällen abgesehen, genießt der Schnee doch eine zweifelloste Beliebtheit; für den Landwirt, dessen Felder er vor verderblichem Frost schützt, ist er eine unermeßlich hohe Wohltat, aber auch im großen Publikum erfreut er sich einer unerkennbaren Popularität. Schnee stimmt heiter, pflegt man zu sagen, und daß dies wahr ist, wird jeder aus eigener Erfahrung wissen. Pflegen doch selbst ganz kleine Kinder, wenn sie ins wirbelnde Schneetreiben hinaussehen, vor Freude in die Hände zu klatschen! Die psychologische Ursache dieser Tatsache sieht bisher noch keineswegs fest, obwohl die neuere Psychologie der Tatsache selbst ihre lebhafteste Aufmerksamkeit zugewendet hat (z. B. Sellysch in seinen „Geophysikalischen Erscheinungen“). Daß die große Mehrzahl der Menschen jedenfalls einen Schneefall viel freudiger begrüßt als einen winterlichen Regentag, der die Stimmung meist merklich herabsetzt, darf als erwiesen gelten, wie ja auch Eis und Frost, wenn sie keine allzu großen Dimensionen annehmen, im allgemeinen mit Freunden begrüßt werden. Aber die eigentliche Winterlust, der Höhepunkt der winterlichen Freude, knüpft sich doch auch für solche, die nicht aus sportlichen Interessen darauf angewiesen sind, an den Schnee.

Ueber die Häufigkeit und den Zeitpunkt der Schneefälle, wie auch über die Höhe der üblichen Schneedecken herrschen im großen Publikum erstaunlich mannigfache und oft recht irrthümliche Vorstellungen. Fragt man hier und da jemand, dem die statistischen Zahlen der Wetterwissenschaft nicht ohne weiteres gefällig sind, nach seiner Meinung über Fragen, die mit den Schneeverhältnissen zusammenhängen, so kann man gar nicht selten die wunderlichsten Ansichten hören. Da gibt es Leute, die sich einbilden, daß ein normaler Oktober schon Schnee in bedeutenderem Umfang bringen müsse (natürlich nicht etwa im Gebirge, wo dergleichen Vorkommnisse in der That die Regel bilden, sondern in der Ebene), daß mindestens aber der November darauf Anspruch habe, während seines größeren Verlaufes eine in Schnee vergrabene Erde aufzuweisen, während andererseits von denselben Personen jeder Schneefall nach Mitte oder gar Anfang März als ein abnormes, wider jegliche Norm verstößendes Ereignis hingestellt wird. Hören solche Leute, wie die Dinge in der That liegen, wie sie in dem einwandfreien Licht der meteorologischen Statistik erscheinen, so sind sie zumeist höchst überrascht.

Die Statistik lehrt uns nämlich, daß die deutschen Ebenen im allgemeinen bis tief in den Dezember hinein von nennenswerten Schneefällen und tieferen Schneedecken verschönt zu werden pflegen. Die Schneefälle im Oktober beschränken sich ausnahmslos auf wenige, unbedeutende Flocken und sind im übrigen nicht viel häufiger als Schneefälle im April. Im November werden zwar die

## Kleines feuilleton.

### Gauzwirtschaft.

**Kartoffelspeisen.** Die Kartoffel gelangte bekanntlich erst am Ende des 16. Jahrhunderts von Peru und Chile nach Europa, wo sie anfänglich durchaus keine begeisterte Aufnahme fand; ja, die deutschen Bauern konnten vielfach nur durch Zwang veranlaßt werden, die ausländische Knollenpflanze anzubauen. In Hungersnot und Teuerungzeiten erst lernte das Volk in der Kartoffel den ertragreichsten und billigsten Träger der für die Ernährung so wichtigen Kohlehydrate schätzen, und am Ende des 18. Jahrhunderts sang der wackere Matthias Claudius ihr das Loblied:

Schön röllt die Kartoffeln sind  
Und weiß wie Alabaster.  
Sie dän'n sich lieblich und geschwind  
Und sind für Mann und Weib und Kind  
Ein rechtes Magenpflaster.

Inzwischen hat man auch die ungemein vielseitige Verwendbarkeit der Kartoffel kennen gelernt und sie spielt nunmehr auf dem täglichen Tische aller Minderbemittelten — ganz besonders in Deutschland — eine Rolle, wie kaum ein anderes Nahrungsmittel.

An sich besitzt die Kartoffel nur geringen Nährwert. Ihr Eiweißgehalt beträgt nur 2 Proz., ihr Fettgehalt ist nicht nennenswert und auch ihr Gehalt an Stärkemehl ist um die Hälfte geringer als der des Brotes. An Mineralialgen enthält sie Kalk, Natronsalze und Kali.

Veinträchtigt wird der Nährwert der Kartoffel dadurch, daß ihre Ausnutzung im Körper unter erheblichen Verlusten geschieht. Die Eiweißausnutzung erfolgt nur zu 70 Proz., und die Kohlehydrate kommen dem Körper mit einem Verlust von 7 Proz. zugute. Dies gilt für die gekochte Salzkartoffel. Wesentlich besser stellt sich das Verhältnis, wenn Kartoffelbrei hergestellt wird. Bei dieser Art der Zubereitung wird einmal das Stärkemehl der Knolle beim Kochen vollkommener aufgeschlossen, außerdem aber gestattet die feinere Konsistenz der Nährstoffe den Verdauungssäften leichteren Zugang. So kommt es, daß das Eiweiß der Kartoffel im Brei zu 80 Proz., die Kohlehydrate zu 99 Proz. ausgenutzt werden. Nächstdem haben wir die rationellste Vereitung der Kartoffel in der Pellkartoffel und den aus ihr hergestellten Kartoffelgemüsen zu suchen. Bei diesen besonders haben wir es in der Hand, den Nährwert der Kartoffel durch Zugabe von Fett, Milch, Hering usw. ganz beträchtlich zu erhöhen. Besonders empfehlenswerte Kartoffelgerichte sind folgende:

**Apfelpartoffeln mit Sped.** Ein Pfund geschälte Kartoffeln kocht man in Salzwasser gar, gießt sie ab und zerstampft sie fein oder drückt sie durch die Presse. Ein Pfund saure Äpfel wurden inzwischen geschält und zu Drei gekocht. Kartoffeln und Äpfel werden miteinander gemischt und mit Salz und Zucker abgeschmeckt. Den Drei stellt man heiß, während man feingewürfeltes Sped ausbrät, nach Belieben unter Beigabe einer feingewürfelten Zwiebel. Sped und Zwiebel fällt man entweder beim Anrichten über das Gericht oder mischt es unter den Drei. Gebratene Leber oder Bouletten aus gehacktem Schweinefleisch passen dazu.

**Saure Kartoffeln.** Mehligte Kartoffeln werden in der Schale gar gekocht, noch heiß geschält und in Scheiben geschnitten. Feingewürfelte Zwiebel wird in Sped weiß und weich geschwitz, etwas Mehl darunter gerührt, mit Pfeffer, Salz, ein wenig Gewürz, Essig und Struv verköcht und abgeschmeckt. In dieser Sauce erhitzt man die Kartoffeln.

**Kartoffeln in Milchsauc.** Pellkartoffeln werden heiß geschält und in Scheiben geschnitten. Eine feingehackte Zwiebel wird in Fett geschwitz, Mehl, Salz und Pfeffer dazu gerührt und so viel Milch unter Rühren damit verköcht, daß eine feimige Sauce entsteht. Auf 1 Pfd. Kartoffeln muß man etwa ¼ Liter Milch nehmen. Hat man Reste von Bratensauce, so füge man sie hinzu. Die Kartoffeln werden in der Sauce erhit.

**Heringskartoffeln.** Unter die Kartoffeln mit Milchsauc mischt man gewässerten und fein gehackten Hering. Man salze erst, nachdem das Gericht mit dem Hering vermischt einige Minuten an heißer Stelle gestanden hat und gekostet wurde.

**Petersilienkartoffeln.** Eine helle Mehlschwitze wird mit geriebener Zwiebel, Salz, Milch und einem Bouillontwürfel zu feimiger Sauce verköcht, in der heiß geschälte und in Scheiben geschnittene Pellkartoffeln 5 Minuten ziehen müssen. Man würzt mit Pfeffer, feingehackter Petersilie und einigen Tropfen Maggi. Hiermit vermischt, darf die Speise nicht kochen.

**Majorankartoffeln** werden ebenso bereitet. Nur nimmt man statt grüner Petersilie abgeriebenen Majoran hierzu.

**Brühlkartoffeln.** Rindfleisch kocht man in gesalzenem Wasser mit Suppengrün gar. Geschälte, gewaschene und in Stücke geschnittene Kartoffeln werden in der Brühe weich gekocht. Man würzt mit einem Teelöffel voll Kochlamm, wenig Pfeffer und etwas abgeriebenem Majoran. Gehackte Petersilie gibt man erst beim Anrichten an das Gericht. Dazu paßt saure Gurke als Beigabe.

m. kt.

Schneefälle gleich erheblich häufiger, aber zur Bildung einer einigermaßen beachtenswerten Schneedecke kommt es auch nur vereinzelt, denn in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle geht der Schnee als „Tauschnee“ nieder und schmilzt, sobald er die Erde berührt. Ein starker, anhaltender und weit ausgebreiteter Schneefall, wie er etwa am 16. und 17. November 1909 weite Teile des mittleren Norddeutschlands traf, ist um diese Jahreszeit ein nahezu beispielloses Ereignis gewesen. Ja, man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß im allgemeinen — von Ausnahmen selbstverständlich abgesehen — die eigentliche Schneezeit für die deutsche Ebene erst etwa um Weihnachten oder Neujahr zu beginnen pflegt. Eine große, zusammenhängende Schneedecke vor Weihnachten, ja, selbst noch zu Weihnachten ist eine nicht eben häufig vorkommende Erscheinung und bildet ganz gewiß nicht die Regel.

Diese Behauptung wird vielfach sehr großes Erstaunen erregen, denn in der landläufigen Vorstellung sind nun einmal „Weihnachten“ und „Schneelandschaft“ nahezu untrennbare Begriffe. Wo immer wir in der bildenden Kunst Weihnachten dargestellt sehen, auf allen Bildern, den größten Kunstwerken wie den billigsten Jahrmartsdrucken, ist für die deutsche Weihnacht die weite Schneelandschaft, der dicht herabfallende Schnee ein beinahe unentbehrliches, stets wiederkehrendes Attribut, und diese Ideenverknüpfung, die uns auch aus Weihnachtsgedichten immer wieder entgegenklingt, hat sich in der allgemeinen Vorstellung so festgesetzt, daß ein Weihnachtsfest ohne Schnee fast wie eine Entweihung empfunden wird. Und doch haben wir das „richtige Weihnachtsweiter“ verhältnismäßig nur recht selten zu verzeichnen! In Berlin z. B. hat es sich im letzten Vierteljahrhundert nur zweimal eingestellt, 1890 und 1906; alle übrigen Jahre brachten entweder gar keinen oder nur ganz unbedeutenden Schnee und keine dicke Schneedecke. — Andererseits sind in der zweiten Hälfte März, in der ersten und selbst noch in der zweiten Hälfte April (1903) sehr starke und ausgebreitete Schneefälle gerade in den letzten zehn Jahren gar nicht selten vorgekommen, und vereinzelt hat sogar noch der Mai kräftigen Tauschnee gebracht (z. B. 19. Mai 1900, 1. Mai 1909).

Richtige „Schneewinter“ sind neuerdings recht selten dagewesen. Seit dem schneereichen Winter 1894—95 ist eigentlich nur noch ein Winter, 1906—07, durch eine bemerkenswerte Schneemenge ausgezeichnet gewesen, ebenso wie auch der allgemeine Charakter eines Winters in dem letzten Jahrzehnt nur einmal als ziemlich streng bezeichnet werden konnte, nämlich 1908—09. Ein Schneereichtum, wie er etwa in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach zu verzeichnen war, vor allem im Winter 1887 bis 1888, ist in neuerer Zeit unbekannt geblieben. Die überwiegende Neigung der Winter neueren Datums zu mildem Wetter, westlichen Winden und zumeist nur sehr geringen Kälteextremen, hat eben auch bewirkt, daß der Schnee, vom Winter 1906—07 abgesehen, eine recht bescheidene Rolle gespielt hat.

Die Zeit des Jahres, die am häufigsten Schnee bringt, ist bemerkenswerter Weise nicht der eigentliche „tiefe Winter“, sondern das erste Februartridtel, dem sich ein zweites Maximum im Anfang Januar und ein drittes selbstamerweise um die Mitte der ersten Märzhälfte anschließt. Wie vollständig die Neigung zu Schneefällen in die Zeit nach Weihnachten fällt, während die vorweihnachtliche Zeit unverhältnismäßig stark zurücktritt, geht am klarsten aus dem zeitlichen Auftreten der besonders lange währenden Schneedecken hervor. Legt man z. B. die Verhältnisse Berlins zugrunde, wo die zuverlässigsten Schneebeobachtungen schon ganz besonders weit, bis 1701, zurückgehen, so ergibt sich, daß in den letzten hundert Jahren nur ein einziges Mal schon vor Weihnachten eine sehr lange Schneedeckendauer notiert worden ist, nämlich in dem strengen Winter 1890—91, wo sich am 25. November eine Schneedecke bildete, um dann, allerdings nur in geringer Stärke, volle 66 Tage, bis zum 29. Januar, nicht zu verschwinden. Ähnlich lange Dauern von Schneedecken beschränken sich sonst ausnahmslos auf die Zeit nach Neujahr: eine 67 tägige Schneedecke brachte z. B. der Winter 1894—95 in der Zeit vom 4. Januar bis zum 11. März, eine 60 tägige der Winter 1897—98 in der Zeit vom 6. Januar bis 5. März und eine 56 tägige, die sogar erst am 27. Januar begann, um dann bis zum 23. März (1) zu dauern, der Winter 1844—45. Ebenso fielen die sehr großen Schneehöhen Berlins, von einer einzigen Ausnahme (21. Dezember 1829) abgesehen, ausnahmslos auf die Zeit nach Neujahr, ja, sogar nach Mitte Januar; zwei von den großen Schneehöhen stellten sich interessanterweise sogar erst im April ein (10. April 1837, 17. April 1849) und eine gar im Mai (26. Mai 1705).

Darans dürfte hinreichend klar hervorgehen, daß die Entscheidung, ob irgendein Winter als „Schneewinter“ anzusprechen ist oder nicht, in der vorweihnachtlichen Zeit überhaupt noch nicht abgegeben werden kann. Ebenso wie die Entscheidung, ob ein Winter streng oder mild oder dem Durchschnitt entsprechend ist, zumeist erst nach Neujahr fällt, so läßt sich aus der Tatsache, ob vor Weihnachten viel oder, was die Regel ist, wenig Schnee niedergegangen ist, nicht der geringste Rückschluß darauf ziehen, ob man einem „Schneewinter“ entgegengeht oder nicht. Das „weiche Weihnachten“ ist nun einmal in Deutschland — man darf wohl sagen: leider! — eher die Ausnahme als die Regel, und die zahlreichen Freunde reichlichen Schnees müssen sich immer bis Neujahr gedulden, ehe sie einigermaßen Aussicht haben, auf ihre Rechnung zu kommen.